

Klein-Erika.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

„Wohnt hier Frau Ortinger?" fragte ich unsicher in den grau wogenden Wasserdampf hinein. Die bleiche Frau kam rasch an die Thürschwelle. In ihrem frühgealterten, weder hübschen noch sympathischen Gesichte war etwas wie ein freudiges Aufleuchten zu bemerken. — Sie sah in mir wohl eine Kundin und mochte deren nicht viele in besseren Kreisen haben.

„Womit kann ich dienen?" erkundigte sie sich mit jener kriechenden Höflichkeit, beinahe ohne Ausnahme allen jenen Personen eigen, die ihre Kräfte und ihre Dienste fremdem Willen unterthänig machen müssen. Ich glaube nicht, daß es viele Menschen giebt, denen bei äußerer Abhängigkeit nicht auch die innere Freiheit verloren geht. Die Frau, die da in gedrückter Haltung und sich eifrig die Hände trocknend vor mir stand, war wenigstens keine jener erwählten Naturen.

„Wenn Sie Arbeit für mich haben, will ich Sie gewiß zufrieden stellen!" fügte sie ihrer Frage nach kurzer Pause hinzu. „Ich wasche ohne Chlorkalk und billig. Und —"

Sie stockte plötzlich. Ihr Blick war auf Erika gefallen, die fest an meine Hand geklammert mit ängstlicher Miene neben mir stand.

„O du liebe Zeit, die Liese. Und fein wie eine Prinzessin angezogen. Ja, was ist denn mit Dir vorgegangen? — Es ist doch nicht etwa Dein Vater aus Amerika zurückgekommen und hat Dir einen goldenen Schatz mitgebracht und eine zweite Mutter?"

Es schien der Frau nicht wohl zu werden bei dem Gedanken. Es mochte ihr einfallen, wie unverantwortlich schlecht und herzlos sie an dem ihr anvertrauten Kinde gehandelt hatte. Wie, wenn Erikas Vater sein einziges Töchterchen in jenem entsetzlichen, der jugendlichen Verderbtheit gewidmeten Hause gefunden hatte und nun Rechenschaft von ihr forderte, Rechenschaft über ihr unverzeihlich rohes und bösartiges Vorgehen?

„Wie kommen Sie zur Liese?" fragte sie mich unsicher. „Sie müssen mir's nicht übelnehmen, daß ich das Mädel fortgegeben habe. Ich habe keine Zeit gehabt, mich mit ihr zu befassen und sie war so schwer zu bändigen. In der Schule hat sie nicht gut gethan und immer ist sie auf den Feldern und im Wald herumgestrichen, da hab' ich gemeint, das beste wäre, sie in einer öffentlichen Anstalt unterzubringen. Da hat es ihr nicht an strenger Aufsicht gefehlt und an Unterricht in der Religion. Und es wär' gewiß was Ordentliches aus ihr geworden. Und ihr Vater —"

Immer eifriger war sie geworden in ihrer schamlosen Selbstbeschönigung. Ich konnte das endlich nicht länger mit anhören.

„Sie meinen also wirklich, daß Sie auch vor Erikas Vater bestehen könnten, daß er Ihnen jemals verzeihen würde, was Sie an seinem Kinde verbrochen, indem sie es unter die verderbteste Jugend, in eine Anstalt steckten?" unterbrach ich sie strenge.

Da kam es wie Trotz über sie. Sie sah mir nun fest und mutig in die Augen. „Da hätte er mir erst Kostgeld schicken müssen, wenn ich sie behalten sollte!" polterte sie in grobem Tone. „Davon hab' ich aber keinen Kreuzer gesehen, seit er fort ist übers Meer. Ich bin eine arme Witwe und weiß oft nicht, wo ich für meine eigenen Kinder Brot hernehmen soll. Ich hab' nicht auch noch die Liese mit ernähren können. Ich bin auch bei den Herrn von der Stadtgemeinde gewesen, damit sie mir einen Beitrag für das Mädel geben sollten. Sie wollten aber nichts wissen davon, weil sie eine fremde Zugereiste ist. Da ist mir keine Wahl geblieben, als die Liese dort unterzubringen, wo sie sie haben aufnehmen wollen. — Wenn ein guter Kern in ihr steckt, wird überall was Rechtes aus ihr werden, hab' ich mir gedacht. Und wie gesagt, es ist mir überhaupt kein anderer Weg geblieben. — Die Liese hat's in der Anstalt übrigens gewiß viel besser gehabt wie bei mir. Hab' ihr ja nur was zu essen geben können, wenn meine eigenen Kinder was übrig gelassen haben. Denn das eigene Fleisch und Blut geht immer vor, das versteht sich von selbst."

Dagegen fand ich wirklich nichts einzuwenden.



Frühlings Einzug. (Mit Gedicht.)

Aengstlich schnürte sich mir das Herz zusammen bei dem Gedanken an Erikas Vergangenheit. Unwillkürlich erfaßte ich fester die kleine Hand, die so vertrauensvoll in der meinen lag.

„Und Sie haben sich nie an die Verwandten von Erikas Mutter gewendet um Unterstützung?“ fragte ich noch.

„Die sind lang aus der Stadt gezogen, niemand weiß wohin!“ lautete die Antwort. „Nein, niemand war da, der sich der Liese angenommen hätte. Aber ich weiß noch immer nicht, wie sie aus der Anstalt und zu einer so feinen Frau gekommen ist?“

„Ich habe die Kleine an Kindesstatt angenommen,“ erklärte ich nun. „In Zukunft soll es ihr niemals wieder an etwas fehlen.“

Frau Ortinger schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammen. „O, was für ein Glück! Was für ein Glück!“ rief sie überlaut. „Wer mir auch einen meiner armen kleinen Rangen da abnähme. Ich möchte ihm das Wohlleben gern vergönnen. Und für mich wär's eine große Erleichterung.“

Diese Verleugnung allen Gefühles, diese Bereitwilligkeit, sich für immer von einem ihrer Kinder zu trennen, zerstörte völlig jenes überschwengliche Mitleid, das ich noch vor wenigen Sekunden für die arme Frau empfunden hatte.

„Sage Deiner Tante Lebewohl!“ sagte ich rasch zu Erika. „Wir müssen nach Hause. Ich habe noch viel zu thun vor der Abreise.“

Das kleine Mädchen that, wie ich sie geheißen. Mit unbewußter Anmut der Bewegung bot sie ihrer Verwandten den rosigen Mund. Dann küßte sie der Reihe nach die kleinen, am Boden kriechenden Geschöpfe.

Erleichtert atmete ich auf, als ich sie endlich bei der Hand nehmen und fortführen konnte von dieser Stätte unwürdigen Elendes. Ich hatte meine Börse in Frau Ortingers Wohnung zurückgelassen. Wie wenig sie auch Hilfe verdienen mochte, ich konnte mich doch dem Bewußtsein nicht verschließen, daß sie derselben unendlich bedürftig war.

Noch einen Weg hatte ich zu machen vor der Abreise. Ich gab der betreffenden Stadtbehörde meine Wiener Adresse. Erika hatte mich mit einem unendlich rührenden und flehenden Blicke gefragt:

„Wie wird mich aber der Papa finden, wenn wir so weit fortgehen?“ — Mußte ich das süße Kinderherz nicht beruhigen?

4.

Und dann war sie endlich da, die entscheidungsvolle Stunde. Ich hatte meiner Schwester telegraphisch Tag und Stunde meiner Ankunft in Wien gemeldet und dem lakonischen Berichte nur noch die Bemerkung hinzugefügt, daß ich einen Gast mitbringen würde. Ich konnte mir so beiläufig ihre Neugierde vorstellen, und suchte mich während der Reise auf alle möglichen Weisen vorzubereiten, die ihr zu Gebote standen, meine arme, kleine Erika zu empfangen. Würde sie zornig aufbrausen oder mir durch eisige Zurückhaltung zu imponieren suchen? Hatte ich offenen Krieg zu befürchten oder würde sie sich aus Klugheit auf verstecktes Geplänkel beschränken?

Als der Zug in die Bahnhofhalle einfuhr, hatte sich meine Aufregung allmählich so weit gesteigert, daß ich am liebsten nur in einen anderen Waggon gestiegen wäre, um mit meinem Liebling weiterzufahren, der großen, unbekannten Welt entgegen. — Doch sagte ich mir, daß es pure Feigheit war, was mich vor irgend eines Menschen Urteil so ängstlich machte und sei es auch dasjenige meiner nächsten, ja einzigen Anverwandten.

Entschlossen stieg ich aus, hob zuerst mein Handgepäck und dann Erika heraus — da stand auch schon meine Schwester mit ihrem Knaben Guido neben mir. Beide umarmten und küßten mich auf das herzlichste. Das kleine Mädchen, das neben mir stand, streiften sie mit keinem Blicke. Sie hielten es wohl für nicht zu mir gehörend. — Ich mußte Erika bei der Hand nehmen und sie meinen Verwandten in aller Form vorstellen:

„Seht hier das niedliche, liebe Kind. Es ist eine Waise, die ich als Tochter angenommen habe. Wenn ihr mir etwas zuliebe thun wollt, so seid gut mit meiner armen Erika!“

Meine Schwester schien einige Sekunden lang wie zu Stein erstarrt. Plötzlich aber kam wieder Leben in ihre Züge und sie maß meinen Pflegling mit einem unendlich geringschätzigen Blicke.

„Erika — was das für ein verrückter Name ist!“ tadelte sie in einem Ton, der kalt sein sollte, aber doch hörbar von ihrer innersten Erregung zitterte. „Kein ehrlicher Christenmensch heißt Erika. Du hast das Mädel da wohl im Walde aufgelesen?“

Ich fühlte, wie mir das Blut glühendheiß ins Gesicht stieg. — Meine Schwester konnte zwar nicht ahnen, wie zutreffend ihre Bemerkung war, sie hätte indessen trotzdem meine Verwirrung bemerken müssen, ohne ihre eigene heftige Gemütsbewegung. Ihr Spott, ihre scheinbare Gleichgültigkeit hielten nicht lange stand. Ich sah, wie sehr sie sich Gewalt anthat, und wie es ihr dennoch an Kraft gebrach, die Thränen zurückzuhalten, die nun langsam über ihre blaß gewordenen Wangen herunter rollten.

„Du hast einen Neffen und eine Nichte!“ klang es in schmerzlichstem Vorwurf ganz leise von ihren Lippen. „Und Du fühltest doch das Bedürfnis, ein fremdes Kind zu Dir zu nehmen. Das thut wehe, Lina! Ich wußte nicht, daß mein Guido und meine Elly Dir so gar nichts sind!“

Ton und Blick der Schwester ergriffen mich im Innersten der Seele. Ich hatte mich auf alles gefaßt gemacht, nur nicht auf Thränen. Ich hatte nicht daran gedacht, daß der Mutterschmerz bei meiner sonst etwas oberflächlich empfindenden Gabriele jedes andere, kleinlichere Gefühl in den Hintergrund drängen würde.

„So mußt Du das nicht aufnehmen,“ stotterte ich in peinvollster Verwirrung. „Guido und Elly bleiben am Ende doch immer Deine Kinder. Ich habe ihnen wenig zu sagen und kann sie mir nicht so heranbilden, wie ich's wohl möchte. Erika hingegen gehört nun mir ganz allein. Du als Mutter mußt ja das Unangenehme dieses Bewußtseins am besten begreifen!“

Gabriele that — wie viele Frauen pflegen — als hätte ich gar nicht gesprochen.

„Nein, Lina, so hättest Du nicht gegen uns handeln sollen!“

Ratlos blickte ich um mich. Wir standen schon ziemlich einsam in der Halle. Fast alle übrigen Reisenden hatten schon den Ausgang erreicht. Um das peinliche Gespräch zu beenden und gleichfalls fortzukommen, zog ich meinen Gepäckschein hervor. Guido griff bereitwillig danach.

„Warte, Tantchen, das besorge ich!“ bot er sich munter an.

„Und dann zu seiner Mutter gewendet: „Geh', sei nicht traurig, Mama! Es ist doch viel vernünftiger von Tante Lina, daß sie sich ein so nettes, kleines Mädchen ins Haus nimmt, statt sich ein halbes Dutzend Hunde und Katzen zu halten, wie es andere alte Jungfern thun!“

Das war nun so ganz Guidos Art, alles, was er dachte, offen und in möglichst ungebundener Form zu äußern. Ich schluckte das mir nicht allzu wohlklingende Wort „alte Jungfer“ geduldig hinunter in Hinblick darauf, daß er meine Erika „nett“ genannt hatte. Ein wenig hätte ich mich also schon hineingefunden in die mir mehr als anderen schwierige Kunst der Selbstverleugnung.

Nachdem Guido ungestüm davongesprungen war, übergab ich mein Handgepäck einem Dienstmann, nahm Klein-Erika bei der Hand und schritt langsam dem Ausgang der Halle zu. Meine Schwester hielt sich schweigend an meiner linken Seite.

„Und wie geht es unserer lieben Elly?“ fragte ich teilnehmend und sicher, daß ich einen Punkt berührte, über den Gabriele wenigstens für eine Zeitlang ihren Unwillen vergessen würde. Sie gab mir denn auch sogleich gesprächig zur Antwort: „Ach, die Kleine macht mir großen Kummer. Sie hat weniger Appetit wie je und auch die Abendfieber haben sich wieder eingestellt. Dabei nimmt der Husten eher zu als ab. Der Arzt meint, ich sollte mit ihr über den Winter in ein milderes Klima gehen, etwa nach San Remo. Aber woher sollte ich arme Witwe diese kostspielige Reise bestreiten?“

Mit einer Art freudiger Begierde griff ich dieses Thema auf.

„Die Geldfrage wird natürlich meine Sorge sein, wenn der Aufenthalt im Süden heilsam für Deine Tochter ist,“ sagte ich eifrig. „Du weißt ja, ich habe nie gespart, sobald es das leibliche oder geistige Wohl Deiner Kinder galt.“

„Nun, vielleicht wirst Du's in Zukunft lernen!“ gab sie spitz zur Antwort. „Du hast ja nun für eine eigene Tochter zu sorgen, wenn's auch nur eine angenommene ist.“

Es war gut, daß wir gerade am Ausgang des Bahnhofes angekommen waren, wo uns Guido mit einer Droschke erwartete, auf die er bereits meinen Koffer hatte laden lassen. Meine Schwester wäre sonst einer scharfen Zurechtweisung von meiner Seite nicht entgangen. Denn ich konnte ziemlich unangenehm werden, sobald man meine Selbständigkeit anzutasten, oder mir Vorschriften zu machen versuchte. So aber, angesichts des freudig um mich geschäftigen Guido, that ich, als ob ich die unfreundliche Aufnahme meines gutgemeinten Anerbietens gänzlich überhört hätte. Wir bestiegen den Wagen. Der Knabe machte mich wieder ruhiger und vergnügt durch seine Sorge für Erika. Da es ziemlich spät abends und kühl war, band er ihr, ohne ein Wort zu sagen, das seidene Tuch um den Hals, das sie am Arme trug. Sie sah ihn mit großen, freundlichen Augen an.

„Du heißest Guido, nicht wahr? Die Tante hat mir oft von Dir erzählt und auch von Deiner Schwester Elly. Und ich habe euch schon recht lieb. Habt mich auch lieb dafür, bitte!“

Meine Schwester wandte den Kopf zur anderen Seite, als wollte sie absichtlich nicht hören, was der kleine Mund sprach und nicht sehen, wie lieb und rührend die dunklen Kinderaugen blickten.

„Gewiß will ich Dich lieb haben!“ erklärte Guido ohne Zögern. „Das heißt, wenn Du gut zu meiner armen, kleinen Schwester bist!“

Der Kutscher hatte endlich alles Gepäck untergebracht, die Pferde zogen an und das Geräusch des fortrollenden Wagens machte jede weitere Unterhaltung zur Unmöglichkeit.

Ein Viertelstunde später stiegen wir vor dem Hause aus, das mir in der Vorstadt Neubau zu eigen gehörte. Es war auch ein hübscher, schattenreicher Garten dabei, der es von drei Seiten umgab. Meine Schwester hatte zur Feier meiner Ankunft die Eingangshalle festlich beleuchten lassen. Und auch grüne Pflanzen und blühende Topfgewächse, meine Freude und Liebhaberei, standen reichlich in Blumenständern und vergoldeten Vasen umher. Ich begriff, daß dies alles einen großen, beinahe märchenhaften Eindruck auf Klein-Erika machen mußte, und neugierig sah ich mich nach ihr um. Sie stand ganz regungslos, die beiden Hände gefaltet vor staunender Bewunderung. Guido drückte ihr eben eine vollerblühte Nilsonrose in die Hand.

„Willkommen daheim, Du fremdes, kleines Mädchen!" sagte er in weichen Tönen, wie ich sie nie aus dem Munde des raschen, oft unbändigen Knaben gehört. „Wir wollen gute Kameraden werden, willst Du?"

Seine Mutter rief ihn mit rauhklingender Stimme an: „Du thätest besser, nach den Sachen der Tante zu sehen, damit sie alle abgeladen werden, statt hier unnütz herumzustehen."

Gehorsam that er, wie ihm geheißen worden. Gabriele ergriff meinen Arm und wollte mich so über die Treppe hinauf, ins Speisezimmer führen, wie sie sagte. Ich aber streckte die Hand nach Erika aus.

„Komm mit, mein Liebling. Tante Gabriele wird Dich lieb gewinnen, wenn Du artig gegen sie bist. Und dann wird sie auch nie vergessen, daß Du und ich unzertrennlich zu einander gehören!"

Die Kleine hing sich willig an meine Hand, und so betraten wir zu dreien das Speisezimmer. Heller Lichterglanz und eine blumengeschmückte Tafel erwarteten uns dort. Und neben dem Tische, leicht auf die Lehne eines Stuhles gestützt, stand — Elly. Ich habe mich nie einer gewissen bewundernden Ueberraschung erwehren können, wenn ich das Töchterchen meiner Schwester nach längerer Trennung wiedersah. Nicht daß die Kleine von einer auffallenden und besonders regelmäßigen Schönheit gewesen wäre. In dem schmalen, pikanten Gesichtchen stand keine griechisch geformte, wenn auch eine sehr feingeflügelte und aristokratisch gebogene Nase. Der Mund war etwas zu puppenhaft klein und die Augen lagen zu tief in den Höhlen, um einem akademischen Schönheitsideale zu entsprechen. Aber eine ganz wunderbar zusammenstimmende Harmonie der Farben und ein lebhaftes, oft wechselndes Mienenspiel verliehen Ellys Physiognomie dennoch einen Zauber, der seine Wirkung nie und auf niemand verfehlte. Dazu ein sylphenhaft leichtes Körperchen, das je nach der Jahreszeit stets entweder in eine duftige Spitzenwolke, oder in helle, weiche, reichfaltige Flanellkleidchen gehüllt war, wahre Miniaturhände und eine halb anmutig nachlässige, halb graziöse Art zu gehen und sich zu bewegen. Schönere aschblonde Locken, als die Ellys, konnte es gewiß nicht geben, ebensowenig Augen von einem tieferen, gesättigteren Blau und größeren Pupillen. Und wie lilienhaft weiß der samtweiche Teint, wie prächtig dunkel die kühngeschwungenen Brauen, wie zart die blasse Rosenfarbe der Lippen.

Heute war die Kleine mir zu Ehren noch besonders herausgeputzt. Sie trug ein hellblaues Tuchkleid mit weit zurückgeschlagenem Spitzenkragen, auf den die mattschimmernden Haarringel lang und weich herabfielen. Ueber der Stirn wurden die widerspenstigen Locken von einem goldenen Reif zusammengehalten. Elly sah wahrhaftig aus, wie eine Elfenkönigin. Ich küßte sie herzlich auf Wangen und Mund. Dann führte ich ihr meine kleine Pflegetochter zu, die mit großen, glänzenden Augen das ihr noch fremde Mädchen anstarrte.

„Da sieh', Elly, ich bringe Dir eine Spielgefährtin, damit Du nicht immer so allein bist!" Und mich an Erika wendend: „Das soll fortan Deine liebe Schwester sein. Gieb ihr die Hand und einen Kuß. Ich hoffe, ihr werdet euch gut vertragen."

Erika trat zaghaft näher. Statt aber Elly zu küssen, berührte sie nur leise mit dem Finger eine von deren goldfarbigen Locken.

„Was Du für schöne Haare hast! Meine Mama hatte auch solche Haare. Bist Du vielleicht auch ein Engel, wie meine Mama, die in den Himmel gangen ist, weil sie zu gut war für diese Welt?"

Meine Schwester zuckte nervös zusammen. Erikas unschuldiges Geplauder gewann bei Ellys überzarter Gesundheit ja wirklich eine besondere und traurige Bedeutung. Nur zu oft hatten wir schon für das schwer bedrohte junge Leben gebangt.

„Wie kannst Du nur von so entsetzlichen Möglichkeiten reden, Du böses, unartiges Kind!" sagte Gabriele mit Heftigkeit zu Erika. „Kommst Du wie eine Unke ins Haus, um Unheil zu verkünden?"

Erika sah mich verständnislos und bestürzt an, als wollte sie mich fragen, warum sie gescholten wurde. Ich mußte energisch ihre Partei nehmen, ein für allemal — die Situation mußte sich klären, meine Schwester sollte erfahren, daß sie meinen Liebling nicht ungestraft schmähen durfte.

„Du bist ungerecht, Gabriele!" sagte ich laut und hart. „Das Kind hat in aller Unschuld, ohne jede böse Absicht gesprochen. Aber ich sehe schon, Du willst nicht Frieden mit ihr halten. So sollst Du denn auch keinen Frieden haben mit mir. Ich werde fortan für mich und die Kleine in einem anderen Zimmer decken lassen. Ich habe gar keine Lust, mir bei Tische Verdruß und eine schlechte Verdauung zu holen."

Meine Schwester blickte ziemlich verstockt darein, als ich mich anschickte, mich mit Erika zu entfernen. Elly aber, die gewohnt war, ihren Willen überall und immer geltend zu machen, rief weinerlichen Tones: „Nein — das kleine Mädchen soll dableiben. Ich will ihr hernach meine Puppen zeigen. Sie soll mit mir spielen!"

„Ich will" und „sie will," spottete ich gereizt. „Gabriele, Du müßtest zuerst Deine eigene Tochter besser erziehen, um Dir das Recht zu erwerben, andere Kinder unartig zu schelten. Meinst Du denn, mit diesem eigensinnigen „ich will" wird Deine Elly glatt und gut durch die Welt kommen?"

Meine Schwester sah mich gedemütigt und bittend an.

„Das Kind ist krank! Man darf sie nicht aufregen, sagt der Doktor. Verzeih' mir und bleib' mit Erika da!" flüsterte sie kaum vernehmbar. „Ich will mich künftig besser zusammennehmen Deinem Augapfel gegenüber!"

Die letzte Bemerkung war wieder scharf und anzüglich genug. Doch ließ ich das hingehen in Anbetracht des erhaltenen Versprechens. Ich klingelte und ließ das Abendessen auftragen, welches zwar etwas schweigsam doch friedlich verlief. Nach Tische machten wir noch einen Gang, durch den mondenhellten Garten. Dann entfernte sich Guido, um seine Schulaufgaben zu vollenden. Die beiden kleinen Mädchen sollten zu Bette gehen. Dagegen sträubte sich indessen Elly sehr energisch. Sie hatte Gefallen an Erika gefunden und wollte sie noch in ihr Spielzimmer führen. Meine Schwester bat mich, die Kleine gewähren zu lassen. Das that ich denn auch. Ich wollte nach meinen Zimmern gehen, meine Sachen auszupacken, was ich stets selber besorgte. Erika zupfte mich sanft am Aermel.

„Ich möchte Elly auch was zeigen, mein großes Wickelkind!" bat sie schmeichelnd. „Kann ich es haben?"

Die gewünschte Puppe lag in meinem Koffer obenauf. Ich holte sie herunter und empfahl Erika, ja recht artig gegen Elly zu sein.

Die Kleine nickte ernsthaft zustimmend mit dem Kopfe.

„Ja, gewiß. Alle müssen gut gegen sie sein. Sonst geht sie in den Himmel, wie meine Mama!"

Immer wieder dieser Gedanke. Ich küßte das ahnungslose Kind auf die Stirne und flüsterte ihr dabei ins Ohr: „Sage das nicht wieder. Es macht die Tante Gabriele traurig!"

„Warum denn — ist der Himmel denn kein schöner Ort?" fragte Erika erstaunt.

„Gewiß, mein Herz. Aber Tante Gabriele will ihre Tochter lieber für sich selber behalten!"

„Will mir's merken und nicht wieder davon reden!" versprach Erika und sprang mit ihrer Puppe davon.

Ich begab mich wieder nach meinem kleinen Privatappartement und ließ ein Bett für Erika in mein Schlafzimmer stellen. Dann packte ich den Koffer aus und legte einige ziemlich wertvolle Geschenke zurecht, die ich für meine Verwandten mitgebracht hatte. Meine Schwester überraschte mich dabei, und ich konnte meine Liebesgaben sogleich in ihre Hände legen. Sie zeigte sich überrascht und erfreut und meinte, so freigebig sei ich noch nie gewesen gegen sie und die Kinder.

Ich erwiderte ihr bedeutungsvoll, dies sei wohl geschehen, um sie zu überzeugen, daß sie nicht zu kurz kommen sollte Erikas wegen. Sie kniff die Lippen zusammen, wie es ihre Art war, wenn sie Widerspruch zwar im Herzen trug, aber nicht aussprechen wollte. Und ich lenkte die Unterhaltung rasch auf ein anderes Gebiet über. Ich sprach von ihrer und Ellys Reise nach dem Süden wie von einer abgemachten Sache; ich versicherte ihr, daß ich die Kosten ganz allein tragen würde und zwar mit tausend Freuden. Und um die Wahrheit zu gestehen, ich brachte das nicht unbedeutende Geldopfer wirklich gerne.

Ein friedlicher Winter, mit dem guten, heiteren Guido und mit meiner Erika verlebt, winkte mir gar verführerisch. Die Gesellschaft meiner stets unzufriedenen, nörgelnden Schwester und der durch ihre Kränklichkeit stets launischen Elly hatte aber durchaus nichts Lockendes für mich. Mochten die beiden in Frieden reisen.

Meine Schwester verließ mich in ziemlich versöhnter und erheiterter Stimmung. Und so war der erste so gefürchtete Tag verhältnismäßig ruhig vorübergegangen. Was würde die Zukunft bringen?

5.

Fürs erste brachte sie viel Unruhe und Bewegung in mein Haus. Meine Schwester betrieb die Vorbereitungen für ihre Reise nach dem Süden mit einer Hast, die mich und meine Dienerschaft durch einige Tage beständig in Atem erhielt. Sie liebte Elly beinahe abgöttisch zärtlich und fürchtete, die ersten rauheren Herbst-

tage könnten dem in der That recht leidenden Kinde Schaden zufügen. Ich selber fand ja auch nichts gegen solche Eile einzuwenden. Sah ich doch klar, wie ernstlich sich Gabriele bemühen und alle ihre Klugheit aufbieten mußte, um gegen Erika nur leidlich freundlich sein zu können. Da ich jedoch ihre unberechenbar leidenschaftliche Natur kannte, schwebte ich in beständigem Bangen vor einem Ausbruch ihrer Mißgunst und ihrer üblen Laune. Ihr, wie ich mir aufrichtig sagte, nicht ganz unbegreiflicher Unmut gegen mein Adoptivkind wurde überdies noch vermehrt durch die Wärme, mit der sich sowohl Guido als Elly an dasselbe anschlossen. Erika fügte sich mit wunderbarer Geduld und Sanftmut in alle Wünsche und Launen des kranken Mädchens. Und ich ließ sie hierin frei gewähren. Denn heißt es nicht: „Unterthänig sein lernen soll das Weib!“ Erikas Fügsamkeit gegen Elly gewann ihr aber hinwieder völlig des Knaben Guido Neigung, der nichts Höheres und Lieberes auf der ganzen Welt wußte, als sein zartes, sylphenhaftes Schwesterchen. So scharten sich die Kinder eng aneinander, im starken, wenn auch nur unbewußten Bunde gegen meine Schwester, die mit allen Waffen zugleich zorniger und schmerzlicher Eifersucht die Neigung ihrer Sprößlinge für Erika zu zerstören suchte.

Es war recht gut, daß der Tag der Abreise so rasch heranrückte — Gabriele hätte den häuslichen Krieg sonst heftig und schonungslos begonnen. Im Hinblick auf meine Freigebigkeit aber, die keine Schranken kannte im Beschaffen aller Reisebedürfnisse für sie und Elly, mochte sie denn doch das Häßliche und Undankbare offener Feindseligkeit gegen meinen Liebling empfinden.

Elly, ganz im ungewohnten Umgang mit einer Altersgefährtin befangen, hatte sich wenig darum bekümmert, was um sie vorging. Sie war höchstens ungeduldig geworden bei dem often Anprobieren der Reisekleider und hatte sich heftig beklagt, als man ihre Spielsachen in den Koffer packte. Am Morgen der Abreise erst, als der Wagen, der sie und ihre Mutter an den Bahnhof führen sollte, schon vor dem Hause hielt, schien sie zu begreifen, daß es eine längere Trennung von Erika galt. Sie begann mit Trotzen und Weinen und verlangte endlich ungestüm, ihre kleine Freundin solle sie begleiten. Sie geriet in gefährliche Aufregung, als Gabriele und ich ihr Vernunft einreden wollten, sie weigerte sich hartnäckig, den Wagen zu besteigen ohne mein Pflegekind.

Und da — o Macht der Mutterliebe — da bat mich meine Schwester, ihr — Erika mitzugeben. Ich empfand vollauf die Selbstüberwindung, die ihr dieses Ersuchen kostete. Darauf eingehen aber konnte ich dennoch nicht. Nein, ich wollte Klein-Erika niemals von meiner Seite lassen. Am allerwenigsten jedoch hätte ich sie Gabrielens Willkür anvertraut. Ich brachte meine Weigerung so schonend wie möglich vor. Meine Schwester nahm dieselbe trotzdem mit finsterer Miene auf. Elly fuhr fort zu weinen und sich zu sträuben.

Guido suchte vergebens, sie zu trösten und zu beruhigen. Wir wußten alle nicht, was nun thun. Da kam Erika, die sich von uns unbemerkt entfernt hatte, mit ihrem geliebten, augenschließenden Wickelkinde wieder und legte es in Ellys Arme.

„Da nimm!“ sagte sie zwischen Lachen und Weinen. „Mit Dir gehen kann ich nicht. Ich mag ja zu gerne bei Tante Lina bleiben. Aber ich schenke Dir die Puppe, die Du Dir oft gewünscht hast. Gelt, Tante, ich darf? Und nun weine nicht mehr. Du mußt ja gehorsam sein gegen Deine Mama!“

Elly umklammerte vergnügt die unverhoffte Liebesgabe der kleinen Erika. Diesen Augenblick benützte ihre Mutter, sie rasch in den Wagen zu heben. Ich setzte mich eilig neben die beiden. Der Kutscher hieb auf die Pferde und fort ging es in Eile, denn es war höchste Zeit, zu dem Schnellzuge an den Bahnhof zu kommen. Elly, mit dem Wickelkinde beschäftigt, weinte nicht mehr. Mit überströmender Liebe dachte ich an meine Erika. Ihr zarter, unschuldiger Kindersinn hatte, wie so oft, das Rechte gefunden.

Als ich nach der Abfahrt der Schwester nach Hause kam, sprang mir die Kleine freudig entgegen. Doch sah ich an ihren Augen, daß sie geweint hatte, wohl um ihr Wickelkind.

„Du bist ein gutes, braves Mädchen,“ sagte ich sie küssend. „Ich kaufe Dir eine andere Puppe, eine noch viel schönere!“

„Bitte, nein!“ erwiderte sie nach kurzem Zögern. „Es wäre doch nicht meine Puppe, die ich so lieb gehabt habe. Ich will nicht mehr mit Puppen spielen. Guido sagt, daß das sehr dumm von den kleinen Mädchen ist. Ich will lieber aus den schönen Büchern lernen, die Du mir gekauft hast!“

Und dabei blieb es; Erika rührte keine Puppe mehr an. Dagegen wurde sie eine sehr eifrige Schülerin Guidos, der sich von mir die Gunst erbeten hatte, sie während seiner Freistunden in den üblichen Schulfächern unterrichten zu dürfen. Und ich hätte keinen Grund gehabt, „nein“ zu sagen. Der Gedanke, Erika zur Schule zu schicken, war durchaus nicht anlockend für mich. Erstens ihrer physischen Gesundheit wegen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Gravenreuth-Denkmal in Kamerun. (Mit Text.)



An Bord eines deutschen Kriegsschiffes. (Mit Text.)

Treu meinem Wort.

Von J. Piorkowska. (Nachdruck verboten.)

Die Geschichte meines Lebens ist ebenso ernst, wie sie einfach ist. Meines Vaters erinnere ich mich kaum, derselbe starb, als ich noch ein kleines Kind war, und meine Mutter schied aus dieser Welt, wie ich zwanzig Jahre zählte. Ihr letzter Atemzug galt mir, ihr letzter Gedanke ihrem Liebling, meiner Schwester Else, damals ein lustiges, lebensfrohes Mädchen von zehn Jahren, das die Sterbende mir innig an das Herz legte.

Und ich gelobte feierlich, dem Kinde die Mutter ersetzen und alles Leid und Ungemach — so viel in meiner Macht stand — von ihr fernhalten zu wollen. —

Während der nächsten acht Jahre führten wir zwei Waisen ein einfaches, stilles Leben. Gleich einem spiegelglatten See, den kein Luftzug der Außenwelt berührt, glitten unsere Tage ruhig, ohne besondere Freuden, aber auch ohne besondere Sorgen dahin.

Unsere Mittel waren nur gering, aber bei unseren bescheidenen Ansprüchen reichten sie aus. Ich erfüllte nach Kräften das Versprechen, das ich meiner Mutter auf ihrem Sterbebett gegeben und hatte zum Lohn dafür auch die Freude, daß Else Gleiches mit Gleichem vergalt und mit fast kindlicher Liebe an mir hing.

Ich war so stolz auf die Schönheit, die Munterkeit und Jugendfrische meines Lieblings, daß ich Warnsbach fast zürnte, als er sie mir raubte. Was aber hätte ich dagegen einwenden sollen? Die zwei liebten einander von Herzen, und ich selbst hatte nichts an ihm auszusetzen. Er war ein hübscher, kluger, liebenswürdiger junger Mann, der allgemein beliebt war und sich einer angesehenen Stellung erfreute.

Ich aber fühlte mich sehr, sehr einsam, als meine Else unser stilles Haus mit einem eigenen Heim vertauscht hatte. Jetzt blieb mir mehr Zeit und Muße, meine Gedanken zurückschweifen zu lassen in die Vergangenheit, zurück zu jener Zeit, wo ich so jung war, wie jetzt meine Schwester, wo auch ich meine geheimen Wünsche und Hoffnungen hatte. — Ja, auch ich hatte meinen Liebestraum geträumt — und wie hatte er geendet? — Ein leiser Seufzer hob meine Brust. Vor meinem Geiste tauchte ein schlanker junger Mann auf; mein Auge sah ihn, wie er damals vor mir gestanden hatte, als wir von einander Abschied nahmen.

„Gertrud," hatte er gesagt, meine beiden Hände in die seinen nehmend, „ich gehe jetzt fort — vielleicht auf viele, viele Jahre, um drüben, jenseits des Oceans, das Glück zu suchen, welches es mir ermöglichen soll, mir einst hier in der Heimat ein eigenes, trautes Heim zu gründen. Darf ich hoffen, Gertrud, daß Sie mich nicht über andere vergessen werden? Daß Sie mir so gut bleiben wollen wie bisher?"

Kein Wort der Liebe kam über seine Lippen, mit keiner Frage nahm er mir ein Versprechen ab, das ich in Zukunft vielleicht bereut hätte; doch weit mehr als seine Lippen sprach der herzliche Druck seiner Hand, der tiefe Blick seiner treuen Augen, die ach, so lang und innig mit beredtem Ausdruck auf mir ruhten!

So schieden wir zwei von einander, ohne Bündnis, ohne Gelübde, und doch uns verstehend! — Er hatte auch nicht davon gesprochen, daß er mir schreiben wollte, und doch hoffte und harrte ich auf einen Brief, auf ein Lebenszeichen von ihm. — Als aber Woche auf Woche, Monate und Jahre verstrichen und mir keinen Gruß von ihm brachten, da wähnte ich, nur meine eigene Liebe hätte seinen einfach freundschaftlich gemeinten Worten eine Deutung gegeben, die ihm selbst vollständig fern gelegen.

Trotz alledem vermochte ich die tiefe Neigung, die ich für ihn empfand, nicht aus meinem Herzen zu reißen; und als drei Jahre später Dr. Sernau vor mich hintrat und bat: „Gertrud, werde die Meine!" da tauchte Rudolfs Bildnis vor mir auf, und ich schüttelte den Kopf und sagte: ich hätte ihm keine Liebe zu geben.

* * *

Es war an einem warmen, schönen Sommernachmittag, als ich, am offenen Fenster sitzend, meine Arbeit in den Schoß sinken ließ und hinausblickte auf die Welt, die so hell und sonnig vor mir lag. Ob auch in meinem Leben einst noch so klar und hell die Sonne scheinen würde? fragte ich mich unwillkürlich.

In demselben Augenblick wurde auf die Hausglocke gedrückt.

„Wer mag das sein?" meinte Betty, die alte Dienerin, die eben dabei war, den Kaffeetisch abzudecken.

Ja, wer mag das sein? wiederholte auch ich im stillen, und ein eigentümlich banges Gefühl bemächtigte sich meiner. Es kam nur selten ein anderer Gast in mein Haus, außer Else mit ihrem Mann, und beide befanden sich augenblicklich in L . . . bei Ernsts Eltern zu Besuch. — Ich sollte nicht lange in Spannung bleiben.

Nach zwei Minuten trat Betty wieder ein und reichte mir eine Karte: „Rudolf Malten."

Rudolf Malten! Ich hatte geglaubt, meine unerwiderte Liebe zu ihm überwunden zu haben; dieser Augenblick aber belehrte mich eines anderen. Das Wort erstarb mir auf den Lippen, fest preßte ich die Hand aufs Herz und rang nach Atem; aber gewaltsam unterdrückte ich meine Gefühle, so daß ich nach wenigen Minuten wieder vollständige Herrschaft über mich hatte, und wohl nichts mehr von meiner Aufregung zu bemerken war, als der Gast bei mir eintrat. Mit elastischem Schritt und frohem Blick kam er — mir beide Hände entgegenstreckend — lebhaft auf mich zu.

„Gertrud!" — „Herr Malten!"

Ich bat ihn, Platz zu nehmen; er erzählte mir viel von seiner Reise und daß er erst tags zuvor zum erstenmal seit acht Jahren wieder deutschen Boden betreten hätte. Auf meine Fragen, wie lange er in Deutschland zu bleiben gedächte, wann er wieder nach Amerika zu gehen beabsichtigte, erwiderte er mir, daß er noch gar nicht sicher sei, ob er sich nicht überhaupt ganz in der Heimat niederlasse, das hänge noch von Verschiedenem ab. — Wir hatten so viel zusammen zu plaudern, einander so viel zu fragen und zu erzählen, daß die Zeit wie im Fluge verstrich. Mein Gast leistete mir bei meinem einfachen Abendessen Gesellschaft, und erst, nachdem die zehnte Stunde längst vorüber war, empfahl er sich.

Diesem gemütlichen Abend folgte ein zweiter, ein dritter. Und eines Abends — es waren nach seiner Wiederkehr kaum acht Tage verstrichen, sprang er, sobald Betty den Abendbrottisch abgeräumt, und uns allein gelassen hatte, hastig von seinem Stuhle auf, durchmaß das Zimmer mehrmals mit erregten Schritten und blieb dann plötzlich vor mir stehen.

„Gertrud," hub er an, indem er seine beiden Hände auf meine Schultern legte, so daß ich seinem festen Blick nicht ausweichen konnte, „Gertrud, es läßt mir keine Ruhe mehr, ich muß vom Herzen haben, was auf demselben lastet; besser eine traurige Gewißheit, als diese Zweifel, die mich schon lange quälen. Gertrud, Sie wissen, daß ich Sie liebte, als ich vor nun fast neun Jahren von Ihnen schied; Sie müssen auch wissen, daß ich Sie heute noch ebenso liebe wie damals! Und heute darf ich fragen, was meine Ehre mir damals verbot: können und wollen Sie die Meine sein?"

Was ich darauf erwiderte, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß seine Arme mich mit festem Druck umschlossen, und ich mich willen- und widerstandslos seinen Liebkosungen überließ.

Mit einemmale erschien mir die ganze Welt wie umgewandelt, ich erkannte mich selbst kaum wieder. Die ich seit meiner Jugendzeit so allein, so mutig auf eigenen Füßen gestanden hatte, ich schien mit einemmale alle Selbstständigkeit verloren zu haben, schien ohne Rudolfs feste Stütze nicht mehr leben zu können!

Jetzt erst erkannte ich zum erstenmale ganz, wie einsam und arm an Liebe mein bisheriges Leben gewesen war. Ich war glücklich, unsagbar glücklich, und was würde wohl Else zu meinem unerhofften Glücke sagen?

Bald kehrte sie mit ihrem Gatten zurück, würden sie meine Gäste sein. Doch ich hatte Rudolf gebeten, unser Verlöbnis noch vor ihnen geheim zu halten. — Weshalb? Das hätte ich selbst nicht sagen können. War mein Glück mir selbst noch zu neu? — Oder wollte ich es noch ein Weilchen als süßes Geheimnis für mich ganz allein haben? Ich weiß es nicht, und später fragte ich mich gar manchesmal: hätte mein Schicksal sich anders gestaltet, wenn Rudolf mir diesen Wunsch nicht gewährt hätte?

* * *

Wenige Tage später kehrten meine Geschwister heim und waren am Abend ebenfalls meine Gäste. Und wie freute ich mich über Elses Begrüßung mit Rudolf.

„O," fiel sie mir ins Wort, als ich ihn ihr vorstellen wollte, indem sie ihm herzlich die Hand reichte, „glauben Sie, ich erinnerte mich Ihrer nicht mehr? Sogar all die guten Lehren, die Sie mir über das Kreiselspiel und Drachensteigenlassen gaben, sind mir noch lebhaft in der Erinnerung," fuhr sie lachend fort, „auch die Bilderbücher, die Sie mir einst schenkten, habe ich mir treu bewahrt."

Es war ein froher, gemütlicher Abend, den wir vier in traulichem Beisammensein miteinander verbrachten. Nach dem Abendessen trat Rudolf ans Klavier und forderte Else auf, zu singen.

„Sie waren ja schon als Kind eine allerliebste kleine Sängerin," meinte er; „ich pflegte sie immer mein kleines Singvögelchen zu nennen," setzte er zu ihrem Mann gewendet, hinzu.

Else ließ sich auch nicht lange bitten. Erst sang sie allein mehrere Lieder, dann stimmte sie mit Rudolf ein Duett nach dem andern an.

Nachdem meine Gäste sich verabschiedet hatten, trat ich frohen glücklichen Herzens an das Fenster, und wollte mich noch ein Weilchen an dem aufgehenden Mond erfreuen. Wie ich aber den Kopf zum Himmel hob, waren nur noch einzelne Sterne am Firmament zu schauen, schwere schwarze Wolken lagerten am Himmel und zogen mit größter Schnelligkeit herauf, daß bald auch die letzten noch flimmernden Sterne verschwanden, und statt dessen hin und wieder ein greller Blitz über den Himmel zuckte, dem schnell ein grollender Donner folgte. — Endlich machte das schwere Gewitter sich in einem heftigen Regenstrom Luft. Meine Augen waren auf

das Unwetter gerichtet, meine Gedanken aber wiegten sich in Licht und Sonnenschein. Lange, lange blieb ich am Fenster stehen, bis endlich Sturm und Regen nachließen, die tiefhängenden schwarzen Wolken sich zerteilten, und der Mond sein mattes blasses Licht auf die Erde ergoß. Dann suchte auch ich die Nachtruhe auf.

Aber es währte lange, bevor der Schlaf sich auf meine Lider herabsenkte. Ich gedachte des Geliebten und was Else wohl sagen würde, wenn sie alles erführe. Ich hatte den nächsten Sonntag, meinen Geburtstag, dazu auserwählt, sie zur Mitwisserin meines Glückes zu machen. — Aber der Mensch denkt, — Gott lenkt! Wie anders kam alles, als ich es mir gedacht hatte!

* * *

An meinem Geburtstage war ich schon am frühen Morgen geschäftig im Hause, um alles für meine Gäste recht hübsch herzurichten, doch als die Zeit ihres Kommens heranrückte, kam statt meiner Geschwister ein Brief von Else mit der Nachricht, ihr Mann sei ernstlich erkrankt, anstatt zu mir zu kommen, hoffe sie, mich recht bald als Trösterin in ihrem Haus zu sehen.

Besorgt eilte ich zu ihr und fand meinen Schwager kränker, als ich gefürchtet hatte. Er lag in heftigem Fieber, das sich von Stunde zu Stunde steigerte und bald einen ernsten Charakter annahm.

Ich verließ meine Schwester nicht wieder und half ihr getreulich bei der Krankenpflege. Ach, es waren schwere, bange Tage, die wir an dem Schmerzenslager verbrachten. Aber es sollten noch schwerere Tage folgen, denn all unsere Liebe, Pflege und Fürsorge vermochten dem Fortschreiten der bösen Krankheit nicht Einhalt zu thun. Sie nahm ihren Lauf, die Krisis kam, und mit ihr schwand unser letzter Hoffnungsschimmer.

Da mochte wohl auch der arme Kranke fühlen, daß es für ihn auf dieser Welt vorüber war; und eines Morgens, als Else für kurze Zeit das Krankenzimmer verlassen hatte, und ich allein an seinem Lager saß, hauchte er mit matter Stimme: „Gertrud, Schwester, Du hast immer für sie gesorgt, hast immer jegliche Sorge von ihr ferngehalten — verlaß sie auch jetzt nicht, sie bedarf Deiner jetzt mehr denn je."

„Ernst," erwiderte ich, ihm zärtlich über die schon mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn streichend, „ich gelobe feierlich, daß ich ihr und ihrem Kinde gleich einer Mutter sein, daß ich ihr jeden Kummer, jedes Ungemach ersparen will, wo immer es in meiner Macht liegt."

Ein langer inniger Blick aus dem schon halb gebrochenen Auge dankte mir für diese Worte. Er genaß nicht wieder. Rasch schwanden seine letzten Kräfte, bis ein sanfter Tod ihn von hinnen rief.

Fast bangte mir auch um das Leben meiner Schwester, wie dieselbe, halb von Sinnen vor Schmerz mit ihrem kaum einjährigen Kinde im Arm am Sarge des Geliebten kniete; ich mußte all meine Kraft zusammennehmen, damit die Arme nicht zusammenbrach unter der Last dieses ersten wirklichen Kummers, der sie betroffen hatte.

(Schluß folgt.)

Eine wirtschaftliche Herzogin.

Im Jahre 1526 vermählte sich der Herzog Albrecht von Preußen mit Anna Dorothea, der Tochter des Königs Friedrichs I. von Dänemark. Er hätte keine bessere Wahl treffen können. Seine Gattin kümmerte sich bis ins kleinste um den Haushalt, war um das leibliche Wohl ihres Gatten peinlich besorgt und suchte zu sparen, so sehr sie nur konnte. Befindet sich der Herzog auf einer Reise, so sendet sie ihm Käse, Butter, Obst, Pfefferkuchen, einmal auch eine vergessene „Schlafhaube" nach. Alles muß durch ihre Hand gehen, sie bestellt selbst für die Fastnacht zwölf gute Lachse und einige Schock Neunaugen oder läßt für zwanzig Gulden Lachse und Neunaugen aus Schleswig kommen, oder bittet den Vogt Jaspar Kopfherst in Helsingör, ihr eingesalzene und getrocknete Makrelen zu schicken. Sie hat in Liegnitz Tischmesser anfertigen lassen, aber, als sie ankommen, gefallen sie ihr nicht, sie schickt sie wieder zurück und macht dabei genaue Angaben über ihre Form, ihr Gewicht und ihre Stärke. Hektor von Heßberg besorgt Aale für sie, aber dieselben kommen ihr zu feist vor und sie schreibt deshalb: „Wenn Ihr wieder Aale, besonders große, erhaltet, so wollet sie alsbald ausnehmen, ihnen ganz die Haut abstreifen, sie dann mit Nägelein (Gewürznelken) bestecken, die Haut wieder überziehen und also vollends trocknen lassen." Ihr Gemahl ist ein Freund von Kabeljau (Stockfische), die Herzogin schreibt bald hier-, bald dorthin, um sich diese Fische zu verschaffen. Einer Nürnbergerin, der Felicitas Schürstab, giebt sie den Auftrag, ihr ein Säckchen Linsen zu übersenden, „denn," setzt sie hinzu, „solche sind bei uns allhier fast (sehr) seltsam (selten) und wir können sie hiesigen Orts nicht wohl bekommen." Einmal ist sie im Begriff, nach Memel zu reisen, da fällt ihr noch etwas Wichtiges ein: in ihrem Garten zu Fischhausen hängen reife Weißtrauben, was soll aus diesen werden? Sofort setzt sie sich hin und schreibt der Jungfer Röslerin, sie solle die Trauben abnehmen und Latwerge daraus machen, jedoch eine besondere von der weißen und von der roten, auch ja keinen Zucker dazu nehmen. Hedwig Rautherin, eine Königsbergerin, die eine Reise „ins Reich" macht, kommt der sparsamen Herzogin damit sehr gelegen: sie erhält den Auftrag, zu sechs großen Fürstenbetten und sechs Pfühlen je neunzehn Ellen guten gestreiften Zwillich zu kaufen und nach Preußen zu schicken. Sie versucht Seife aus Marienburg, den Stein zu fünfzehn Groschen, aber sie hat in ihren Augen den Fehler, daß sie nicht der venetianischen gleicht und zu starken Geruch verbreitet. Deshalb bestellt sie sich ihre Seife in Nürnberg. Ihre dortige Freundin, die Felicitas Schürstab, hat häufig Aufträge der Herzogin zu erfüllen. So muß sie einmal dreihundert Ellen von den allerbesten Bettüberzügen besorgen, entweder in Nördlingen oder sonstwo, wo man sie recht gut und recht dick herstelle. Als Anna Dorothea in ganz Preußen keine Köchin finden kann, wendet sie sich vertrauend an die Schürstabin mit folgendem Schreiben: „Nachdem wir gern eine gute Köchin, die für unseren Leib kochen und uns in unserem Gemache aufwarten thäte, haben wollten, so bitten wir mit allen Gnaden, Ihr wollet Euch befleißigen, ob Ihr uns eine gute Köchin überkommen könntet; denn wir einer solchen im Jahre gern zehn Gulden geben wollen, und ob sie sich schon um ein paar Gulden höher laufen thäte, läge uns auch nicht viel daran, zudem auch ein gutes Kleid, so gut wir's unseren Jungfrauen in unserem Frauenzimmer zu geben pflegen. Aber das müßtet Ihr von unsertwegen ihr hinwieder melden, daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würde, sondern sie müßte still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserem Gemache sein und auf unseren eigenen Leib warten. Hätte sie dann Lust, bei uns hierin zu bleiben und sich alsdann etwa mit der Zeit in andere Wege zu versorgen, so sollte sie dazu von uns mit allerlei Gnaden gefördert werden. Was Ihr also von unsertwegen ihr versprechen und zusagen werdet, das soll ihr allhier durch uns überreicht und gehalten werden." Die Nürnberger Dienstvermittlerin muß eine sehr tüchtige Köchin besorgt haben, denn sie erhielt von der Herzogin als Dank einen goldenen Schaupfennig zugeschickt.



Frühlings Einzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
 Geschwinde! Geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust
 Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
 Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art
 Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
 Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, hört, es ist ein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an
 Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
 Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr
 Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
 Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein pausebäckig rotes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird
 Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
 Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch,
Schleicht durch die engsten Ritzen auch
 Geschwinde, geschwinde.

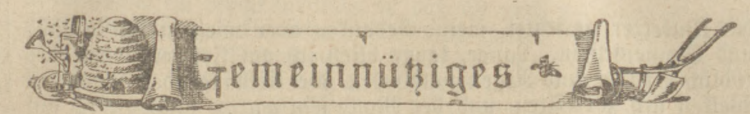
Die Fenster auf, die Herzen auf!
 Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch und horch, ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust,
 Geschwinde, geschwinde!

Wolfgang Müller.

Das Gravenreuth-Denkmal in Kamerun. Auf der Josplatte, die beherrschend auf die Kolonie am Kamerunflusse herabblickt, mahnen verschiedene Denkmäler an die Männer, welche in dem Schutzgebiet infolge treuer Pflichterfüllung den Tod im Dienste für das Vaterland gefunden haben. Hier ruhet friedlich neben dem Forscher Gustav Nachtigal der tapfere Soldat, Hauptmann Freiherr von Gravenreuth, der im Jahre 1892 im Kampf gegen die aufständischen Busa gefallen ist. Am 24. Januar 1894 ward das ihm errichtete Monument in Gegenwart der Gouvernementsbeamten, des Landungskorps des Kanonenbootes „Hyäne", sowie der deutschen Missionare und Kaufleute feierlich enthüllt. Das von der Professor von Miller'schen Erzgießerei in München in Bronze ausgeführte Denkmal stellt einen ruhenden Löwen dar, der in sitzender Stellung mit erhobenem Kopf in die Ferne blickend mit den Vordertatzen die deutsche Kriegsflagge schützt. Das auf zwei Stufen sich erhebende Postament

ist aus karrarischem Marmor hergestellt; an der Vorderseite befindet sich ein Bronzemedaillon mit dem wohlgetroffenen Bildnis des gefallenen Helden. Die Gesamthöhe des weithin sichtbaren Denkmales beträgt 3,60 Meter.

An Bord eines deutschen Kriegsschiffes. Wir können noch nicht lange von einer deutschen Marine sprechen, aber so jung sie ist, steht sie doch geachtet in aller Welt da und nötigt selbst einem seit Alters her seefahrenden Volk, wie den Engländern, Respekt ab. Aber wir haben nicht nur Kriegsschiffe, wir haben auch kriegstüchtige Seemannschaften. Unsere deutsche Marinemannschaft hat schon öfter Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß sie durchaus das Zeug zur Seetüchtigkeit hat, daß sie ebenso Vorzügliches zu leisten vermag wie unsere „Landratten“ im Felde. Die Marine wird durch ihre Aufgabe, den deutschen Handel zu sichern, die deutschen Interessen in weiten feindlichen Fernen zu schützen, häufiger in die Lage gebracht, sich im Ernstfall zu bethätigen. Und diese Proben von Kriegstüchtigkeit sind jedesmal glänzend ausgefallen, dank der trefflichen Schulung der Mannschaft. Darum ist auch der Dienst bei der Marine kein Spazierenfahren ins weite Meer, sondern ernste Arbeit, und ein Blick auf unser Bild wird wohl jeden an eine Putzstunde in der Kaserne erinnern. Der Infanterist hat es freilich in seinem Zimmer wesentlich bequemer, als diese Mannschaft in ihrer Ecke. Aber trotz aller Beschwerlichkeiten, die er durchzumachen, trotz aller Gefahren, die er zu bestehen hat und die ihn oft genug dem Tode nahe bringen, fern von Heimat und Vaterland, dürfte es doch keinen geben, der seine Matrosenjacke mit einer Landratten-Uniform vertauschen möchte — sie sind stolz auf das, was sie sind — unsere blauen Jungen.



Gemeinnütziges

Achtung auf Spitzmäuse! Die Spitzmaus ist für die Bienen ein gefährlicher Feind, weil sie imstande ist, sich durch sehr enge Ritzen und Fluglöcher durchzuzwängen, und dann Honig und Bienen verzehrt. Man verenge die Fluglöcher deshalb so, daß nur eine bis zwei Bienen zu gleicher Zeit passieren können.

Glycerin als Gurgelmittel dürfte nur wenigen bekannt sein und doch genügt ein kleiner Löffel reinen Glycerins in einem Glase heißen Wassers, um ein gutes Gurgelwasser herzustellen, das bei mehrmaligem Gebrauch Heiserkeit und Halsschmerzen schnell vertilgt.

Fettsucht des Kanarienvogels. Zu fett gewordenen Kanarienvögeln entzieht man namentlich Hanf, Mohn, Ei rc. und füttert am besten nur mit reinem Sommerrübensamen. Auch durch freien Zimmerflug oder durch Unterbringung in einem geräumigen Käfig, sowie durch Darbietung häufiger Badgelegenheiten wird die zu große Körperfülle auf ein normales Maß zurückgeführt.

Illustrierte Wetterregeln.



Heiter und Trocken. — Wolkig und naß.



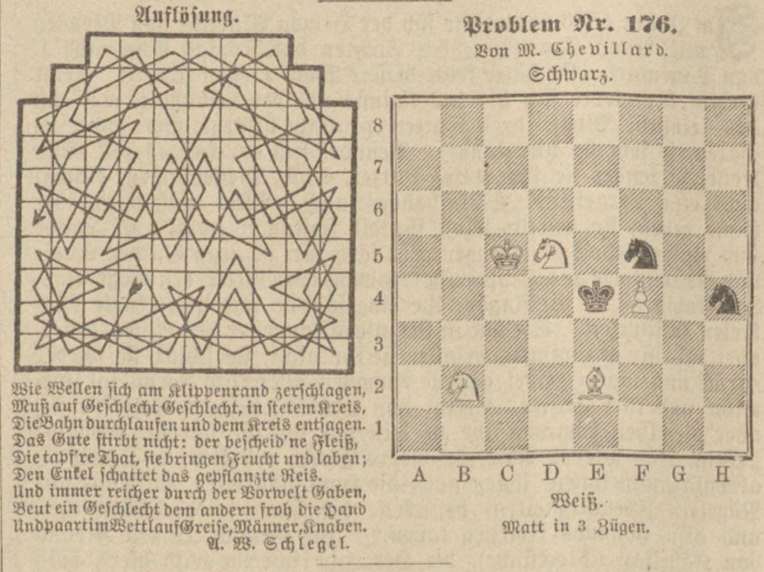
Allerlei.

Teures Andenken. A.: „Die Haarlocke hier in dem Medaillon ist wohl ein teures Andenken?“ — B.: (kahlköpfig): „Allerdings, sie ist von mir.“

Erklärlich. „Beatrice sagte gestern zu mir, sie schätze ihren Bräutigam deßwegen so hoch, weil er so ganz anders sei, wie andere junge Leute.“ — „Das stimmt auffallend; er ließ sich eben fangen, die andern nicht.“

Rafael und Michel Angelo. Wenn Rafael an den Hof ging, da war er oft von fünfzig und mehr Malern, größtenteils Schülern von ihm umgeben. Dagegen wandelte Michel Angelo meist einsam einher. Schlecht beglaubigt, aber gut erfunden ist die von Lommezzo erzählte Anekdote, Michel Angelo sei einst dem von seinen Schülern umgebenen Rafael begegnet und habe ihm zugerufen: „Ihr geht ja in einem großen Gefolge, gleich einem Anführer der Häscher!“ — Rafael soll geantwortet haben: „Und Ihr geht allein, gleich einem Scharfrichter!“ D.

Urteil über die Nibelungen. Ein Professor Müller widmete dem Könige von Preußen, Friedrich II., seine Ausgabe der Nibelungen. Darauf erhielt er von dem Monarchen, der bekanntlich selbst Dichter war, folgendes Schreiben: „Hochgelehrter lieber Getreuer! Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt, und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet, meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert, und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich solch elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König Friedrich.“ St.



Auflösung.

Wie Wellen sich am Klippenrand zerschlagen,
Muß auf Geschlecht Geschlecht, in stetem Kreis,
Die Bahn durchlaufen und dem Kreis entsagen.
Das Gute stirbt nicht: der bescheid'ne Fleiß,
Die tapf're That, sie bringen Frucht und laben;
Den Enkel schattet das gepflanzte Reis.
Und immer reicher durch der Vorwelt Gaben,
Beut ein Geschlecht dem andern froh die Hand
Und paart im Wettlauf Greise, Männer, Knaben.
A. W. Schlegel.

Problem Nr. 176.
Von M. Chevillard.
Schwarz.

Weiß.
Matt in 3 Zügen.

Logogriph.

Ein Tier das uns mit **H** bekannt,
Mit **B** bringt es dich über Land,
Mit **K** zieht es dem Schwane gleich,
Mit **L** ein Fluß im deutschen Reich.
Und nur noch eins sag ich zum Schluß,
Mit **Z** es jeder haben muß. O. Helbig.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.